

*Bischof  
Dr. Felix Genn*

**Predigt  
zum 250. Weihetag der Kirche St. Vitus in Bakum-Vestrup  
am Sonntag, dem 23. Oktober 2022**

---

Lesungen vom 30. Sonntag im Jahreskreis C:

Sir 35,15b-17.20-22a;  
2 Tim 4,6-8.16-18;  
Lk 18,9-14.

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,  
liebe junge Mitchristen,  
liebe Kinder,

1772 - Was für ein Datum! Was mag da alles gewesen sein? Wikipedia machts möglich, so dass man per Google nachschlagen kann, was alles mit diesem Datum in Verbindung zu bringen ist: Die erste Teilung Polens. Sofort habe ich daran gedacht: Ich kann verstehen, warum Polen bis zur Stunde mit Reserve größeren Mächten gegenübersteht, wenn es drei Mal hintereinander aufgeteilt wurde, um nicht mehr bestehen zu können, und dann erst recht im Zweiten Weltkrieg völlig zerstört worden ist.

1772 - in Vestrup. Neben all den politischen Daten, die noch aufzuzählen wären - aber hier ist keine Geschichtsstunde -, lenke ich den Blick auf diesen Ort hier, wo Menschen sich entschieden haben – unter den damaligen Verhältnissen –, diesen Bau zu errichten und den alten Kirchbau abzutragen. Es ist wahr, wie der Pastor gesagt hat: „Was könnten diese Wände, diese Mauern alles erzählen an Freud und Leid, an Bitten und Danksagungen, an Tränen, an stillen Gebeten, an feierlichen Gottesdiensten?! Alles hat mit dem Leben der Menschen hier vor Ort zu tun gehabt.

Liebe Schwestern und Brüder, dieses Datum 1772 hat mich aber auch in einer ganz besonderen Weise nachdenklich gemacht: Es sind genau 17 Jahre vor dem Beginn der Französischen Revolution, die ganz Europa in Aufruhr und Umbruch gebracht hat, bis hin, dass die gesamte kirchliche Struktur kurz danach zusammenbrach und ein neuer Anfang kaum möglich zu sein schien.

In welcher geschichtlichen Stunde stehen wir jetzt in diesem Augenblick, ohne zu wissen, was die Zukunft bringt! Denken Sie an all die Probleme, die da sind – global. Damals waren die Menschen nicht so vernetzt, aber wir wissen, wie gefährlich die Situation des Iran für uns alle werden kann. Wir wissen, was es bedeutet, wenn mitten in Europa – 70 Jahre und mehr nach dem Zweiten Weltkrieg – ein Krieg tobt, dessen Ende nicht abzusehen ist. Wir wissen nicht, was uns die Macht Chinas kosten wird und bringt. Der Klimaschutz, die Umweltkrise – was wäre alles aufzuzählen an Problemen und Fragestellungen, bis hin in den Raum unserer Kirche! Ich möchte behaupten, ohne dass wir wissen, was die Zukunft bringt und die nächsten 200 Jahre für eine Kirchengestalt zeigen werden, eines ist mir sicher: Wir sind in einem gewaltigen Umbruch. Ob das so ist, wie damals, vermag keiner von uns zu sagen, liebe

Schwestern und Brüder. Napoleon hat damals gesagt: „Der Laden ist ausgeleiert. Es ist jetzt Schluss.“ Und die Kirche besteht immer noch und Napoleon nicht!

Zur selben Stunde, zur selben Zeit, wurden hier in Vestrup diese Texte vorgetragen, die wir heute gehört haben, haben Menschen geglaubt, gehofft und ihr Leben aus der Liebe Christi gestaltet. Der Unterschied besteht nur darin, dass es sozusagen zum Milieu dazugehörte, Kirchenmitglied zu sein. Der Unterschied heute ist: Das ist vorbei. Das ist endgültig vorbei. Man ist nicht mehr Christ aus Tradition, ob evangelisch oder katholisch, sondern – und das ist die Aufgabe der jüngeren Generation, und die Herausforderung, vor der sie stehen - aufgrund einer Glaubensentscheidung: Ich bekenne mich bewusst dazu, den christlichen Glauben anzunehmen, Christ zu sein.

Liebe Schwestern und Brüder, was heißt das dann für unser Leben? Es heißt einmal: Wir können – vielleicht sind wir es schon – eine Minderheit werden. Sie als Eltern und Großeltern können alles tun, um Ihre Kinder mit Glauben und Kirche und Evangelium in Berührung zu bringen, Sie können nur eines Ihren Kindern und Enkeln nicht nehmen: Dass sie eines Tages „Ja“ oder „Nein“ sagen. Wir bleiben alle nur Christen, wenn wir das „Nein“ der anderen zu Glaube und Kirche trotzdem mit unserer Liebe unterfangen, ohne irgendeinen Druck auszuüben. Das ist eine Anforderung.

Es gibt auch genau in dieser Minderheitensituation eine ganz besondere Herausforderung, nämlich – so möchte ich sagen –, demütiges Selbstbewusstsein zu entwickeln. Was meine ich damit? Ich greife dabei gerne auf die Geschichte zurück, die der Pastor eben als Evangelientext vorgetragen hat. Sie kennen diese Szene, wo Jesus ein Beispiel erzählt, „wie ein Pharisäer sich im Tempel vorne hinstellt, als gehöre der ganze Tempel ihm und meint, er würde beten. In Wirklichkeit redet er nur zu sich selbst und lobt sich, was er alles an Religiösem tut, und verachtet dabei vor allem auch den Zöllner und all die Sünder, die es nicht wert sind, zu dieser Gruppe zu gehören“ (vgl. Lk 18, 10-11). Jesus hat sich immer daran gestoßen, dass die Religion und der Glaube die Gefahr in sich tragen, gegenüber anderen übermütig zu werden, zu meinen, man sei sozusagen im Besitz Gottes, im Besitz der Wahrheit, und wisse, was sich gehört, während die anderen – wie dieser Zöllner, der kaum über die Schwelle des Tempels tritt, fast als hätte er den Eindruck: Das ist ein Haus, wo ich nicht hingehöre – genau derjenige ist, der von Jesus den Zuschlag bekommt, weil er in aller Demut sieht, wie es um ihn steht und trotzdem nicht von Gott lässt.

Demütiges Selbstbewusstsein heißt: Ich kann von meinem Glauben und meiner Überzeugung, die sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte entwickelt und geprägt haben, nicht lassen. Aber ich habe überhaupt kein Recht, über irgendjemand anderen – gleich welcher Konfession und welcher Religion, oder vielleicht überhaupt keiner Religion –, irgendeinen Stab zu brechen. Genau aus diesem inneren demütigen Selbstbewusstsein erwächst die Freiheit zu bekennen, ohne meinen Glauben irgendjemandem aufzudrücken, ohne irgendwem damit Druck auszuüben.

Liebe Schwestern und Brüder, das ist sicherlich anders als früher - und die Älteren von Ihnen werden das mit eigenen Beispielen belegen können. Aber das scheint mir ein Programm zu sein. Freilich – wenn Ihnen jetzt der Gedanke kommt: Was sind wir denn dann noch? Dann stellen wir kaum etwas dar. Ja – und? Ist das schlimm? Wenn wir unsere innere Überzeugung haben und damit leben, dann wird auch etwas für andere spürbar sein: Was heißt das jetzt, dass dieser Mensch so lebt, wie ich ihn erfahre, ohne dass er viel Aufhebens darum macht, sondern: Dass er einfach glaubender Christ, glaubende Christin ist. Darauf kommt es an!

Dann sage ich schon den zweiten Punkt, der mir in diesem Zusammenhang wichtig ist, liebe Schwestern und Brüder. Sie haben in der 1. Lesung die Sympathie Gottes, das Mitleiden – Sympathie heißt mit leiden – Gottes mit den Armen gehört, dass Er keinen Unterschied macht nach irgendeiner Stellung, sondern dass Er genau sich um die Armen kümmert, und die Armen im Blick behält und denen vor allem verheißt, dass ihre Worte und ihre Gebete erhört werden. Wenn eine christliche Gemeinde wirklich da ist für die Armen, dann macht das auch nicht viel Aufhebens. Dann kann vielleicht das Firmenschild „Caritas“ daran stehen. Aber vielleicht gibt es auch in Vestrup Arme, die verschämt arm sind, deren Armut und Leid wir gar nicht entdecken und wissen!

Als ich vor 13 Jahren nach Münster kam, merkte ich einen großen Unterschied zu der Situation, die ich in Essen als Bischof erlebt hatte, wo wir täglich viele Bettler an der Bischofshaustür hatten. Dann sagte ich das einmal in einem Kreis von Caritasmitarbeiterinnen und -mitarbeitern: Ich hätte den Eindruck, in Münster gäbe es keine Armut. Ich hätte jedenfalls noch keine gesehen. Dann haben sie gesagt: Was meinen Sie wohl, was gerade in den reichen Vierteln hinter den Türen an Not und Elend ist. Genau dafür sind wir da, und das merkt keiner.

Aber dieses Wirken ist genauso schwach wie das demütige Selbstbewusstsein. Aber da zündet etwas, wo wirklich die Kirche bei den Ärmsten der Armen ist, die Liebe – ohne große Worte – tut. Dort wird sie weiterleben, so wie Papst Benedikt es gesagt hat: *„Der Christ weiß, wenn er die Liebe übt, wenn er darüber sprechen soll, und er weiß, wann er schweigt, weil er im Tiefsten weiß, dass Gott die Liebe ist. Davon gibt er Zeugnis schweigend und redend.“*<sup>1</sup>

Deshalb gehört auch, liebe Schwestern und Brüder, das Gebet in die Mitte der christlichen Gemeinde. Gerade das innere Beten und das Wissen darum, dass Gott mich erhört, ist etwas, was man nicht zur Schau tragen sollte, selbst wenn man manchmal in Gemeinschaft betet bei Wallfahrten oder im Gottesdienst. Ich bin fest davon überzeugt, dass das intensive Gebet um den Frieden Frieden bringen wird. Denn: Ich bin zugleich fest davon überzeugt, dass das Böse, das Herr Putin und seine Genossen veranstalten, keine Zukunft hat, weil es in der Wurzel böse ist. Das Gegenmittel ist das Gebet, so wie Reinhold Schneider, der große deutsche Dichter, am Ende des Krieges gesagt hat: *„Nur den Betern wird es gelingen, das Schwert über unseren Häuptern fernzuhalten.“* Das gilt auch heute! Demütiges Selbstbewusstsein, Zeugnis der Liebe, betende Gemeinschaft, und ein Letztes, liebe Schwestern und Brüder: Innere Treue, innere Treue mitten in der Not.

Das Zeugnis des Apostels Paulus in der 2. Lesung müssen wir uns einmal näher anschauen. Liebe Schwestern und Brüder, der ist am Ende seines Lebens, und was hat er bewirkt? Das römische Reich besteht. Die Heiden sind in der Überzahl. Er sitzt im Gefängnis, und er sagt nur: *„Ich habe den guten Kampf gekämpft, den Lauf vollendet, die Treue gehalten, und ich weiß, wem ich geglaubt habe. Ich weiß, dass er mir zur Seite stehen wird und mich nicht verlässt, selbst wenn alle mich im Stich lassen“* (2 Tim 4,7.16-17). Das Größte, was im Augenblick von uns verlangt wird, wenn wir glaubende Christen sind, ist, es nicht aufzugeben. Ich bitte Sie alle, wenn Sie den Gedanken haben, die Kirche zu verlassen, verstehe ich das sehr gut. Aber denken Sie daran: Es geht nicht um diese Institution. Es geht wohl um diese Gemeinschaft. Aber es geht vor allen Dingen um die Beziehung zu Jesus, der am Ende nichts mehr in der Hand hatte – außer zwei Nägeln, und wie Paulus es zum Ausdruck bringt: *„Ich weiß, wem ich geglaubt habe“* (2 Tim 1,12).

---

<sup>1</sup> Vgl. Papst Benedikt XVI., Enzyklika „Deus caritas est“, 25.12.2005, Nr. 31.

Ich wünsche Ihnen, dass von dieser Feier des Jubiläums Ihrer Kirche, das für jeden Einzelnen ausgeht: Im tiefsten Herzen zu sagen: Ich weiß, wem ich geglaubt habe. Amen.

Liebe Kinder, je älter ich werde, desto mehr denke ich: Was ich im Kommunionunterricht gelernt habe, das möchte ich auch als Gebet meiner Sterbestunde verstehen:

*Jesus, dir leb ich,  
Jesus, dir sterb ich.  
Jesus, dein bin ich  
im Leben und im Tod.*

Ich weiß, wem ich geglaubt habe.

Amen.